

Thema: Prater Wien

Autor: Thomas Trescher

Robert Karo-Kaldy erinnert im Circus- und Clownmuseum an eine aussterbende Kultur der Unterhaltung

Von der Manege ins Museum

Von Thomas Trescher

■ Was Kinder von der behaarten Frau eher lernen als vom Computer.

Wien. Als Julia Pastrana 1858 zum ersten Mal die Manege des Circus Renz im Prater betrat, war die am ganzen Körper behaarte Frau eine Sensation. 26 Jahre später kehrte sie zurück, als Leiche, ausgestopft wie ein Tier, ausgestellt in einem Schaukasten. Es war ihr Ehemann, der sie nach ihrem Tod präparieren ließ und wieder auf Tour schickte. Pastrana starb kurz nach der Geburt ihres Kindes, das genauso wenig überlebte. Das Totgeborene wurde ebenfalls mumifiziert und neben ihr auf eine Stange gesetzt.

„Es sah ein wenig aus, als würde da ein Papagei neben ihr sitzen; sie war außerdem schon fast zerfallen. Ein grauenhaftes Bild“, sagt Robert Karo-Kaldy. Er ist der Leiter des Clown- und Circusmuseums. 40 Bücher hat er zur Geschichte von Zirkus und Unterhaltungskunst geschrieben, Ende November erscheint das nächste, über Anton Kratky-Baschik, einen Zauberkünstler, der 1873 das damals größte Zaubertheater Wiens mit mehr als 1000 Sitzplätzen eröffnete. Damals erblühte die Unterhaltungskunst in Wien. Ihre Hochzeit hatte sie zwischen 1890 und 1930 rund um den Prater.

Ganz in der Nähe, am Ilgplatz, ist seit 2011 auch das Circus- und Clownmuseum angesiedelt. Ge-gründet wurde das einzige Museum Europas in öffentlichem Eigentum, das sich mit Unterhaltungskunst beschäftigt, bereits 1927; seit 2005 leitet es Karo-Kaldy – ehrenamtlich, wie alle Mitarbeiter. Der 62-Jährige mit den buschigen Augenbrauen und dem roten, mit Ornamenten verzierten Hut arbeitete als Hauptbrandmeister bei der Feuerwehr und als Magier. Jetzt widmet er dem Museum seine meiste Zeit. „Wir haben 3000 Euro Jahresbudget – damit müssen wir

vom Putzen über Reparaturen alles bezahlen“, sagt er. Die meisten Ausstellungsstücke gehen noch auf den Bestand des Gründers Hanno Seitler zurück, der Rest sind meist Schenkungen von Künstlern – von Clownkostümen bis hin zu einem ausgestopften Leopard und der Kugel, auf der er einst balancierte.

Karo-Kaldy verwaltet die Erinnerung an eine aussterbende Kultur. „Heute vom Zaubern oder Jonglieren zu leben ist sehr schwer. Der Nachwuchs wird immer weniger, es gibt auch kaum noch Auftrittsmöglichkeiten“, erzählt er. Es sei kein Wunder, dass der Zirkus nun ausgestellt und kaum mehr aufgeführt wird: „Das Interesse ist nicht mehr so da, die Kultur wird ins Museum verdrängt.“

Gruselfaktor Clown

Der Niedergang des Zirkus begann mit dem Siegeszug des Fernsehens, aber noch heute erinnern TV-Shows wie „Die große Chance“ an das Konzept des Zirkus. Allerdings: „Dort sind ja auch zu 80 Prozent Sänger, weil sie keine Artisten mehr finden. Und die Artisten, die ich kenne, würden nie zur großen Chance gehen, die sagen: ‚Wieso soll ich mich dort lächerlich machen?‘“

Auch Karo-Kaldy selbst zaubert kaum noch, er hat sich auf die Forschung verlegt. „Die Unterhaltungskunst ist in Österreich ein wissenschaftlich wenig beachtetes Thema gewesen. Man hat eigentlich nur Hochkultur gesammelt. Das, woran sich das Volk begeistert hat, galt als vulgär und nicht interessant“, sagt Karo-Kaldy. Mit dem Museum versucht er, beide Ansprüche zu vereinen: Zirkus, Varieté und Verwandtes wissenschaftlich aufzuarbeiten und die Besucher damit zu unterhalten.

Der Clown etwa, fixer Bestandteil jedes Zirkus und damit auch des Museums, sei auf William Shakespeare zurückzuverfolgen, erzählt

er: „Er hat bei seinen Stücken zwischendurch immer zwei, drei komische Gesellen auftreten lassen, das waren eigentlich Totengeister. Deshalb hat der Clown ein weißes Gesicht. Seine Haarbüschel stehen für das Fegefeuer und seine Tölpelhaftigkeit kommt daher, dass man das Böse gerne als tollpatschig hingestellt hat – damit man es eben übertölpeln kann.“

Dass sich viele Menschen vor Clowns gruseln, ist so gesehen also kein Zufall. „Dazu kommt noch das Laute, und dass Clowns keinen Abstand wahren“, erklärt Karo-Kaldy. Vielmehr muss er aber seinen Besuchern – und vor allem den jüngeren unter ihnen – die Angst vor dem Museum an sich nehmen. „Die Bezirksmuseen, zu denen auch das Circusmuseum gehört, haben es sich zur Aufgabe gemacht, Kinder aus bildungsfernen Schichten für das Museum zu interessieren“, sagt er. „Wir sind dafür natürlich besonders prädestiniert und haben im Jahr 120 bis 130 Führungen mit Kindergartenkindern.“

Sie sollen im Museum aber nicht nur schauen, sondern beispielsweise selbst jonglieren lernen. Auch das ist ein Versuch, sich gegen den Zeitgeist zu stellen: „Mir geht es ein wenig darum, gewisse Werte zu vermitteln, dass man sich auch selbst beschäftigen kann und nicht, dass man nur passiv am Computer sitzen muss.“

Thema: Prater Wien

Autor: Thomas Trescher

CLIP
media
service



Robert Karo-Kaldy in seinem magischen Reich. Foto: Luiza Puiu